

Würden wir uns nur endlich trauen, uns selbst und anderen gegenüber aufrichtig zu sein. Und jene Fragen zu stellen, die uns wirklich interessieren! Vielleicht wüssten wir dann besser, was wirklich zählt im Leben. Ob es noch mehr gibt, irgendwo da draußen. Oder ob das, was wir haben, das eigentliche Glück ist. Liebe ich meinen Mann überhaupt noch? Ist es schlimm, wenn es mir besser geht, wenn die Kinder nicht zu Hause sind? Wann ist meine Leidenschaft auf der Strecke geblieben? Und gibt es sie noch, die süßen Geheimnisse in meinem Leben? Schonungslos ehrlich und zugleich urkomisch beschreibt Melanie Gideon ein Jahr in ihrem Leben, in dem sie sich diesen Fragen stellte. Ein Jahr, in dem sie um ein Haar alles über den Haufen geworfen hätte. Um am Ende festzustellen, dass Leidenschaft und Liebe oft ganz woanders zu finden sind als dort, wo wir sie suchen ...

MELANIE GIDEON ist die gefeierte Bestsellerautorin von »Liebst du noch, oder lebst du schon?«, einem außergewöhnlich offenen Buch über ihre Eheprobleme samt damit einhergehender Midlife-Crisis, und des bezaubernden Romans »Die Eheprobe«. Sie hat als Bedienung gearbeitet (und sich dabei unglaublich dumm angestellt), war im Marketing tätig, in einer Kräuterapotheke, wo sie Grünkohl zu schätzen gelernt hat. Wenn sie sich nicht gerade schrecklich Sorgen über Erdbeben macht, schreibt sie für die *New York Times*, den *San Francisco Chronicle*, *Shape*, *The Times*, die *Daily Mail* und *Marie Claire*. Melanie Gideon, geboren und aufgewachsen in Rhode Island, lebt inzwischen mit ihrem Mann und dem gemeinsamen Sohn in der San Francisco Bay Area.

MELANIE GIDEON BEI BTB
Die Eheprobe. Roman

MELANIE GIDEON

Liebst
du noch, oder
lebst
du schon?

Wie ich die Liebe zurück in
meinen Alltag brachte

Deutsch von Frauke Brodd

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »The Slippery Year« bei Alfred A. Knopf, New York.

Anmerkung der Autorin

Einige Namen wurden zum Schutz der Personen verändert.
In Einzelfällen wurden Daten und Ereignisse angepasst.

Die Zitate stammen aus:

T.S. Eliot, Gesammelte Gedichte, englisch und deutsch, 1909–1962,
Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Eva Hesse,
suhrkamp taschenbuch 1567, erste Auflage 1988,
Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, Seiten 334–335.

James Salter, Lichtjahre, übersetzt von Beatrice Howeg,
Berlin Verlag, 1998, Seite 13.



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Dezember 2015

Copyright © 2009 by Melanie Gideon

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München

Umschlagmotiv: © *bernashafo/Shutterstock*

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71340-0

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für BHR und BGR

Vorwort

WIR WERDEN NICHT NACHLASSEN IN UNSERM KUNDSCHAFTEN
UND DAS ENDE UNSERES KUNDSCHAFTENS
WIRD ES SEIN, AM AUSGANGSPUNKT ANZUKOMMEN
UND DEN ORT ZUM ERSTEN MAL ZU ERKENNEN.

T. S. Eliot, Vier Quartette

Eines Tages, als ich im Auto in der Warteschlange vor der Schule stand, um meinen Sohn abzuholen, fiel mir plötzlich auf, dass ich durch mein Leben geschlafwandelt war. Dieses Erkenntnis wurde keineswegs durch ein traumatisches Ereignis ausgelöst. Ich hatte keinen Krebs. Meine Eltern hatten mich nicht missbraucht. Ich führte eine gute Ehe mit einem liebenswerten Mann. Aber irgendetwas stimmte nicht. Ich fühlte eine Leere in mir – eine erbarmungslose, existentielle Leere. Allen Eckdaten nach lebte ich ein ziemlich glückliches Leben, aber es fühlte sich nicht so an.

Ich spürte, mir standen düstere Zeiten bevor – jeder Idiot weiß doch, dass Licht Schatten wirft. Noch ging es mir gut. Ich wusste genau, wie mein Nachmittag aussehen würde. In ein paar Minuten würde ich meinen Sohn entdecken, wie er mir, seinen Rucksack in der Hand hin- und herschwenkend, auf der Straße entgegenkommt. Wir würden auf dem Markt Halt machen und Brathuhn für abends ergattern, dazu noch ein bisschen Sahne für den Morgenkaffee. Solch schlichte Freu-

den erwarteten mich. Es war ein perfekter und wunderbarer Moment. Warum bloß gehörte ich nicht dazu? Wie hatte ich mich davon entfernt? Und was am allerwichtigsten war: Konnte ich mich selbst wieder hineinkatapultieren?

Liebst du noch, oder lebst du schon handelt davon, wie ich mich mit meinem »Glücklich bis ans Ende ihrer Tage«-Schwur arrangiere. Es ist eine Art Unterhaltung – mal persönlich und mal ganz allgemein, mal lustig und mal herzerreißend – über die wirklich wichtigen Dinge im Leben: Kinder, die Sonntagszeitung, Schwestern, Tage, an denen die Frisur sitzt, Hunde, Liebe, Verlust, das Dahinrasen der Zeit und über all die Gründe, wegen derer man weiterlebt, auch wenn das Einzige, was wir sicher wissen, die Tatsache ist, dass das hier alles eines Tages vorbei sein wird.

Und wer bin ich eigentlich? Ich bin eine Frau, die vergessen hat, dass Julia Child, *die* weltberühmte Meisterköchin und Kochbuchautorin, bei mir zu Hause zum Essen war (übrigens auch zu meiner Verlobungsparty – was mir ebenfalls entfallen war). Ich bin eine Frau, die einen Vorteil darin sieht, unsichtbar zu sein (endlich habe ich magische Superkräfte), eine Frau, die sich wieder ganz und gar in ihren Ehemann verlieben will (wenn er doch nur aufhören würde, im Internet zu Wohnmobilen umgebaute Kleinbusse zu bestellen). Ich bin eine von vielen, die genau in diesem Augenblick wie betäubt durch ihr Leben laufen. Die sich selbst nicht mehr wiedererkennen und sich fragen: *War das schon alles?*

Hier kommt sie also, die Geschichte über mein verzwicktes Jahr.

September

Wann immer mein Ehemann beiläufig sagt: »Du, Liebling, sieh dir mal schnell diese Internetseite an«, weiß ich, dass mich das teuer zu stehen kommen wird. Jeder schergewichtigen Anschaffung ging die Vorladung meiner Person vor seinen Computer voraus. Als er diese Worte ein paar Wochen vor seinem Geburtstag ausspricht, weiß ich also, dass es mich *richtig* teuer zu stehen kommen wird, und ich rede hier nicht nur über den finanziellen Aspekt.

»Schau dir das bloß mal an«, sagt er und deutet auf den Monitor. »Ist das nicht cool?«

Ich erblicke einen Ford E 350. Er sieht aus wie diese Art Fahrzeuge, in denen Rentner ins nächstgelegene Einkaufszentrum gekarrt werden. »Ja, schon«, antworte ich.

Er runzelt die Stirn. »Das ist nicht irgendein alter Bus. Es ist ein Wohnmobil. Passt perfekt zu uns. Du sagst doch immer, du willst den Westen erkunden.«

Natürlich will ich den Westen erkunden, rein theoretisch jedenfalls. Es war tatsächlich einer der Gründe, warum wir mit unserem neunjährigen Sohn Ben nach Kalifornien gezogen sind. Aber Reisen wollen geplant sein, und je älter ich werde, desto mehr stören mich die Menschenmassen, der Verkehr und all jene, die zur selben Zeit am selben Ort ankommen wollen.

Seine Finger trommeln auf die Tastatur ein. »Er hat Kapitänssitze.«

»Was sind Kapitänssitze?«

»Das bedeutet, dass die Sitze sehr, sehr bequem sind.«

»Schön«, sage ich und kehre zu meinem Buch zurück.

Zehn Minuten später sagt er: »Ich besorge uns jetzt so einen.«

»Uns?«, hake ich nach.

»Ja, uns – du weißt schon, für dich und mich?«

Der Subtext lautet: Hast du nicht ein Mordsglück, mit einem Mann verheiratet zu sein, der seiner Familie als fahrbaren Midlife-Crisis-Untersatz einen Bus statt einen Porsche Carrera GT kauft?

Die gute Nachricht ist, dass er einen gebrauchten Bus für uns auftreibt. Die schlechte Nachricht ist, dass der in South Dakota steht. Also bezahlt er jemanden, um für uns nach South Dakota zu fliegen, um den Bus abzuholen und zu uns zu überführen.

»Das ist ein Wahnsinnsgeschäft«, sagt er. »Er hat nur fünf- undzwanzigtausend Kilometer drauf, und die Frau will ihn unbedingt verkaufen.«

Sobald der Bus zu uns unterwegs ist, rückt mein Mann mit der Wahrheit heraus. Die Frau ist nicht die eigentliche Besitzerin, sondern ihr Sohn – oder besser gesagt, ihr Sohn war mal der eigentliche Besitzer. Er hatte sich den Bus gekauft, um an den unberührtesten Flecken dieser Erde Kajak zu fahren. Eines Tages stieß er sich in seinem Boot ab und kehrte nie zurück. Dieser Bus hatte ihn in den Tod befördert. Und jetzt hatte ihn seine untröstliche Mutter uns verkauft.

»Du musst ihn zurückgeben«, trage ich meinem Mann auf.
»Er ist darin gestorben.«

»Er ist nicht darin gestorben. Er starb in seinem Kajak.«

»Na ja, er könnte genauso in seinem Bus gestorben sein«,

erwidere ich. »Kurz vor seinem Tod war er noch in diesem Bus.«

Mein Mann seufzt.

Ich möchte, dass er glücklich ist, dass wir glücklich sind. Es kommt mir vor, als hörten wir jeden Tag von einem weiteren Paar, das sich entschieden hat, einen Schlusstrich zu ziehen. Meistens verlassen in unseren Kreisen die Frauen ihre Ehemänner. Wenn ich über Scheidung spreche mit diesen Frauen – alles Mütter von schulpflichtigen Kindern, genau wie ich –, verwenden wir nur Stichwörter, die in meinem Kopf schwirren wie die Reime von Dr. Seuss.

Sie sagen: Fühlt sich wie tot an. Geht auch im Bett nicht ran. Schnarcht so sehr. Da gibt's doch noch mehr.

Ich sage: Dreh ihn um. Auf die Seite, wumm. Dann ist's vorbei. Mit der Schnarcherei.

Klar, es gibt jede Menge Gründe, eine Ehe zu beenden, aber jedes Mal, wenn ich von einer anstehenden Scheidung höre, komme ich nicht umhin, meine eigene Ehe neu zu bewerten. Will ich mehr? Will er mehr? Und woher weiß ich, dass das, was ich habe, genug ist?

Als der Bus endlich da ist, wird mir klar, dass es nicht derselbe ist wie der auf diesem ersten Foto im Internet. Das hier ist kein gewöhnlicher Bus für Fahrten mit älteren Herrschaften. Das hier ist eine kettenfahrzeugähnliche Variante für Steilwände inklusive Vierradantrieb, getönten Scheiben, Dachgepäckträger und Hubbett, das aus dem Dach herausploppt. Gebaut, um felsige Schluchten zu erklimmen und Flüsse zu überqueren, besitzt unser Bus auch noch einen Bullenfänger an der Stoßstange, der beim Durchqueren des Wildbestands der Serengeti sicherlich dienlich gewesen sein muss, in der Vorstadt aber vermutlich eher unnötig ist.

Während ich den Bus umrunde und versuche, meinen

Schockzustand zu verbergen, fahren unsere Nachbarn in ihrer Ford-Taurus-Limousine vorbei. Der Mann reckt den Kopf aus dem Fenster, streckt meinem Mann begeistert die geballte Faust entgegen und drückt auf die Hupe, die einen jodelartigen Ton von sich gibt. Die Frau blickt mit gequältem Gesichtsausdruck schulterzuckend in meine Richtung, als wolle sie sagen: »Wie wird sich das auf den Wert unseres Hauses auswirken?«

Das schwarze, schwerfällige Ungeheuer ist so riesig, dass es aus unserer Auffahrt auf die Straße herausquillt.

»Es ist eher ein Lastwagen als ein Bus«, gibt mein Ehemann zu.

»Ja«, sage ich, »ja, das stimmt.«

»Gib ihm wenigstens eine Chance«, sagt er.

Ich fühle mich durchschaut, als wäre mein Innerstes nach außen gekehrt, aber es ist sein Innerstes, das ich nach außen zur Schau trage. Jedes Mal, wenn ich vor die Tür trete, ist es da: fast fünftausend Kilogramm Metall, Getriebe und Hydraulik-Zusatzausstattung, die der gesamten Nachbarschaft verkünden, dass jemand in diesem Haus eine Midlife-Crisis hat.

Er will mich mit den Reizen des Busses bezirzen – den Dingen, von denen er glaubt, dass sie mir gefallen: die Dusche, die Bordtoilette, der Dieselmotor.

Der Dieselmotor! Dieselmotoren sind dafür gemacht, eine Million Kilometer zu laufen, behauptet er, und im Notfall laufen sie auch mit Mais und Kartoffeln. Der Nachteil eines Dieselmotors ist, dass wir uns über das Röhren der Maschine hinweg kaum noch hören können, und eine Unterhaltung mit Ben, der ungefähr zweieinhalb Meter hinter uns sitzt, ist vollkommen unmöglich.

Also entwickeln wir eine primitive Zeichensprache, die auf übertriebenen Gesten basiert. Imaginierter Löffel zum Mund:

Hast du Hunger? Mit dem Finger auf den Schoß zeigen: Musst du aufs Klo? Kopf der Mutter zwischen den Händen: Warum habe ich mir die Internetseite nicht sorgfältiger angesehen?

Mein Ehemann versucht, mich an Bord zu lotsen, indem er mich um einen Diskussionsbeitrag bittet: »Lass uns doch mal überlegen, wohin wir auf unserem ersten Campingausflug fahren.«

»Wie wär's mit Oregon?«, schlägt Ben vor.

»Oder Baja in Mexiko?«, sagt mein Mann.

»San Francisco?«, biete ich an, fünfzehn Kilometer von hier.

Mein Mann bestellt beim Automobilclub Straßenkarten und umreißt unsere Routen. Er redet übers Wetter und über Strategien, wie man sich beim Fahren abwechselt. Ihm ist noch nicht klar, dass ich nicht die geringste Absicht habe, in diesem Ding irgendwohin zu fahren. Es riecht nach Schimmel, und außerdem gibt selbst er zu, dass man die Toilette von Hand leeren muss.

»Was nutzt einem ein Porta Potti, wenn man es nach jeder Benutzung sauber machen muss?«, frage ich ihn und bemühe mich, nicht zu würgen.

»Es ist nur für Notfälle gedacht. Zum Beispiel, wenn wir auf dem Highway in einem Blizzard festsitzen.«

»Warum sollten wir auf dem Highway in einem Blizzard festsitzen?«

»Genau das ist der Punkt. Dass wir in einem Blizzard festsitzen *könnten*. Wäre das nicht witzig? Wir wären die Einzigen auf dem ganzen Highway, die es kuschelig warm hätten.«

Weil alle anderen, vergisst er hinzuzufügen, auf die Wettervorhersage gehört hätten und zu Hause geblieben wären.

Schließlich muss ich es ihm doch sagen: »Ich komme nicht mit auf den Campingausflug.«

»Du willst, dass wir ohne dich fahren? Im Ernst?«

»Ja.« Was ich wirklich meine, ist: *Nein, ich will nicht, dass ihr ohne mich fahrt, aber ich will nicht dahin fahren, wo ihr hinwollt.*

Mein Ehemann und mein Sohn führen die Reisediskussionen ohne mich fort. Sie beschließen, dass die Eröffnung ihrer Campingsaison aus einer Samstagnacht in Point Reyes besteht, ungefähr hundertdreißig Kilometer entfernt von unserem Zuhause. Eine letzte Einladung wird ausgesprochen, ich lehne höflich ab. Endlich bin ich aus dem Schneider.

Am Morgen ihrer Expedition klettere ich in den Bus, um ihn mit den angeforderten Zutaten fürs Abendessen zu beladen: Hotdogs, Gummischlangen und Schokoladensojamilch. Als ich den Schrank auffülle, entdecke ich etwas, das sich ganz hinten verkeilt hat. Es ist eine Karte des Big Sioux River in South Dakota, eine Hinterlassenschaft des verstorbenen jungen Mannes.

Während ich mit meinem Finger die blauen Nebenflüsse nachziehe, fühle ich mich seltsam deplatziert. Ich stelle mir vor, wie er an seinem letzten Tag die Karte studiert und sich überlegt hat: *Wo fahre ich als Nächstes lang?* Er konnte ja nicht ahnen, dass der nächste Ort kein besonders guter für ihn sein würde. Aber welche Wahl hatte er denn? Zu Hause zu bleiben?

Seine Lebenslust (oder genauer gesagt, mein Mangel daran) alarmiert mich. Ist es möglich, dass ich diejenige mit der Mid-life-Crisis bin?

Früher war ich weniger ängstlich. In den ersten Jahren unserer Ehe kletterten mein Mann und ich auf Berge, nahmen an schwierigen Wildwater Raftings in klapprigen Kanus teil und machten unterwegs auf Campingplätzen Halt. In regnerischen Nächten schliefen wir im Zelt, in sternklaren unter freiem Himmel. Wir waren Mitte zwanzig und kamen mit wenig aus.

Wir lebten gefährlich, was nichts anderes heißt, als dass wir

zu allem bereit waren. Wir dachten nicht darüber nach, was etwas kostet. Wir dachten nur darüber nach, was es kostet, es nicht zu tun. Und genau deshalb – das verstehe ich plötzlich – hat mein Mann diesen Bus für uns gekauft.

Und dann, genauso plötzlich, beendet die Nachricht über die Verschiebung von Bens Fußballturnier den Ausflug – zumindest vorerst. Aber meine Jungs lassen sich durch nichts aufhalten: Sie beschließen, ganz einfach in der Auffahrt zu campen.

Ich beobachte ihren Aufbruch vom Fenster aus. Ben ist vor Aufregung völlig aus dem Häuschen. Er umklammert sein Kissen und presst die Nintendo-Konsole gegen die Brust wie eine Bibel. Er sieht aus, als träte er eine Reise zum Mond an. Als sie einsteigen, winken sie mir zum Abschied zu. Kurz darauf höre ich das Wummern eines Basses und schrilles Gelächter – sie veranstalten eine Party.

Seit der Geburt meines Sohnes hatte ich kaum eine Nacht für mich allein. Ich schenke mir ein Glas Wein ein und esse mein vom Burmesen mitgebrachtes Essen. Später, ausgestreckt auf meinem Bett und umgeben von Bücherstapeln und Zeitschriften, mache ich es mir so richtig gemütlich. Aber während die Stunden so vergehen, beschleicht mich ein diffuses Unwohlsein, eine unwirkliche Art von Klaustrophobie, bei der es nicht um den räumlichen Ort geht, an dem ich mich befinde, sondern um das behütete Leben, das ich lebe.

Irgendwann nach Mitternacht schlage ich schließlich die Decken zurück, schnappe mir ein Kissen und verlasse mein warmes Bett. In der frischen Nachtluft draußen liegt der Geruch nach Eukalyptus und gegrillten Marshmallows. In der Ferne heult eine Eule. Mir ist klar, dass die Matratze hart und die Kopffreiheit gering sein wird und dass ich nicht schlafen werde. Aber ich öffne trotzdem die Tür zum Bus und klettere

hinein. Die beiden Menschen, die ich auf der Welt am meisten liebe, sind hier draußen, zusammen mit dem Versprechen auf ein erfüllteres, abenteuerreicheres Leben.

Zumindest sobald wir die Auffahrt verlassen haben.

Am nächsten Morgen meldet sich Ben zu Wort: »Hier liegt schon wieder so viel Zeug drin.«

Er hängt verkehrt herum wie eine Fledermaus an etwas herunter, das optimistisch als das Penthouse-Bett des Busses bezeichnet wird.

Ich brauche einen Moment, um nachzuvollziehen, dass er von dem »Sonstiges«-Ordner spricht, den ich für ihn angelegt habe und in den er, laut meiner Anweisung, alle Sachen hineinstopfen soll, von denen er momentan nicht weiß, was er damit machen soll, die er aber möglicherweise später benötigen wird.

»Tja, das ist gut«, sage ich, »denn genau dafür ist der Ordner ja da – um alles hineinzupacken, was nicht in deinem Kopf herumschwirren soll.«

»Was soll daran gut sein?«, fragt mein Ehemann.

Erst kürzlich habe ich ihm gebeichtet, dass ich gestresst und, na ja, ein bisschen niedergeschlagen bin. Er antwortete mir, das würde ihn nicht überraschen. Ich müsste mich einfach nur besser organisieren. Alles, was ich bräuchte, wären zwei Listen: A für die persönlichen Dinge und Z für die Arbeit. Dann müsste ich die einzelnen Punkte gemäß ihrer Wichtigkeit hierarchisch ordnen. Zum Beispiel, meinte er, könnte Punkt A-1 sein, fünf Mal in der Woche Sex zu haben. A-25 könnte den Kauf dieser Mulberry-Tasche beinhalten. Ich entgegnete ihm, ich hätte bereits so eine Liste, herzlichen Dank, und alles, was ich bräuchte, wäre ein Marker, um zu wissen, welche Aufgabe als Nächstes anstünde.

Es entspricht der Wahrheit: Ich habe tatsächlich eine solche Liste. Dieselbe Liste, die ich jede Woche ausdrucke und auf der in den letzten fünf Jahren immer wieder dieselben Dinge bunt markiert wurden: Katastrophen-Notfallplan fertigstellen (Erdbeben, Feuer, Vogelgrippe, Schlammlawine), Fleisch von jetzt an als Beilage und nicht als Hauptgericht einsetzen, Möglichkeit in Betracht ziehen, dass ich ADHS habe.

»Hey, Ben«, sagt mein Mann, »möchtest du, dass ich dir dabei helfe, dich besser zu organisieren? Ich kenne da ein System, mit dem du dich viel weniger um das alles sorgen wirst.«

»Nein, danke«, antwortet Ben.

Mein Ehemann seufzt. »Milchkaffe?«, fragt er mich.

Hurra! Unser Campingausflug ist zu Ende!

»Super Idee«, erwidere ich, »aber lass uns für die Fahrt zu Peet's den Subaru nehmen. Man findet da so schwer einen Parkplatz. Und du willst doch bestimmt nicht, dass jemand dieser kleinen Schönheit hier einen Kratzer verpasst.«

»Entspann dich. Wir können hier und jetzt einen Milchkaffee trinken«, sagt mein Gatte. »Wenn du deinen Arm und dein Bein und deinen Hintern ungefähr zwanzig Zentimeter nach links bewegst, mach ich dir einen.«

»Wie wär's denn, wenn ich aussteige und in der Auffahrt warte?«, schlage ich vor.

Mit den Menschen zusammen zu sein, die man auf der Welt am meisten liebt, ist nicht dasselbe wie mit den Menschen, die man am meisten liebt, in einem Bus zusammengepfercht zu sein.

Ich glaube, mein Problem ist nicht nur der Bus. Ich glaube, mein Problem sind Fahrzeuge aller Art. Ich bin kein Mensch, den man hinterm Steuer dulden sollte. Ich drehe dann ein bisschen durch. Hier kommen ein paar Beispiele der geheimen Sachen, die ich von mir gebe, wenn ich allein im Auto bin:

- Was soll der Scheiß, Kumpel?
- Geht's denn noch langsamer, Lady?
- Viel unterwegs, du Arschloch?

Fürs Protokoll: Nur im Auto nenne ich fremde Leute *Kumpel*, *Lady* und *Arschloch*. Ich glaube, das ist so eine Ostküsten-Angewohnheit. Meine Freundin Renee, die aus New Jersey stammt, sagt auch *Kumpel*, *Lady* und *Arschloch*.

»Ich muss Pipi machen, und ich benutze nicht das Porta Potti«, verkünde ich meinem Mann.

»Ich pinkel in die Büsche«, sagt Ben.

»Nimm das Klo im Badezimmer, komm gleich wieder, und dein Milchkaffee wird fertig sein«, sagt mein Ehemann.

Er hat ganz glasige Augen, voll konzentriert auf die zu bewältigende Aufgabe. Er sieht irgendwie – also gut, er sieht wie auf Drogen aus. Ich kenne diesen Blick. Er ist verliebt. In seinen Bus.

Als ich meinen Mann kennenlernte, fuhr er einen zerbeulten alten Saab mit dem Kennzeichen KEEMO. Ich fragte ihn, ob das eine andere Schreibweise für *Chemo* sei, da er gerade den Kampf gegen den Hautkrebs überlebt hatte, aber er grinste bloß und sagte: »Keemo-Saab-e – kapiert?«

Kemo sabe – der Lone Ranger aus den Texas Rangers. Ein Freund oder zuverlässiger Kundschafter. Wie er dieses Auto anbetete. Ich hätte wissen müssen, was da auf mich zukommt.

Manchmal denke ich, mein Mann hat die falsche Frau geheiratet. Es gibt Frauen, die würden diesen Bus lieben. Ehefrauen, die nichts lieber täten, als unverzüglich in das Auto zu hüpfen, sich dem Allradantrieb-Lifestyle hinzugeben und sich alle paar Tage in einer Vorrichtung, die Sonnendusche genannt wird, zu waschen. Ich verstehe nichts von Autos, und

das bisschen, das ich verstehe, vergesse ich sofort wieder. Zum Beispiel, wie man die Motorhaube öffnet. Es gelingt mir nie, diesen kleinen schwarzen Hebel zu ertasten, und ich gerate immer in Panik, wenn ich ihn ausfindig machen will, denn ich suche nur in den Momenten nach ihm, in denen das Auto eine Panne hat.

Aber ich bin nicht in allen Angelegenheiten rund ums Auto untauglich. Ich bin eine ausgewiesene Parallel-Parkerin. Ich weiß immer ganz genau, welche Spur sich an der Mautstation am schnellsten vorwärtsbewegt, und ich schlängele mich aggressiv und kunstvoll zugleich durch den Verkehr. Allerdings bin ich schlampig. Ich überprüfe den Luftdruck meiner Reifen nicht, und ich neige dazu, das Kreischen und Quietschen und die Lecks zu ignorieren, allesamt Vorläufer der aufleuchtenden Warnlampen des Motors, auf die der Qualm folgt und ein Mann vom Automobilclub, der mich anstarrt, während er darauf wartet, dass ich herausfinde, wie ich die Motorhaube aufkriege. Möglicherweise wirft er mir auch ein paar böse Blicke zu, weil mein Auto ein Schweinestall ist, einer der wenigen Orte in meinem Leben, an dem ich mir erlaube, eine Chaotin zu sein. Ungefähr zweimal im Jahr bringe ich das Auto in die Waschanlage. Genau, mein Auto ist das, bei dem auf der Heckscheibe *BITTE WASCH MICH!* steht, in den Staub geschrieben mit einem Finger, zweifellos einem männlichen.

Meine Anforderungen sind gering. Ich will einfach nur ein Auto, das losfährt, wenn ich es anlasse. Na ja, was ich wirklich will, ist ein GPS. Na ja, was ich *wirklich* will, ist eine Frau mit einer angenehmen Stimme, die mir sagt, wann ich links abbiegen soll, wann ich rechts abbiegen soll, und die mir applaudiert, wenn ich am Ziel angekommen bin.

Meine schlechten Schwingungen, was Autos betrifft, nahmen ihren Anfang mit dem nagelneuen Lincoln Continental, Baujahr 1972, meines Vaters. Der Wagen war burgunderrot, und die Ledersitze hatten die Farbe von Fleisch. Das Leder fühlte sich kühl und weich an. Es war genoppt, und ich hatte jede Menge Spaß dabei, es abzulecken und darauf herumzucknabbern. Und deshalb biss ich ein Stück Leder direkt aus der Kopfstütze meiner Mutter. Dass sie zu diesem Zeitpunkt gerade auf dem Sitz saß, war mein erster Fehler. Der nächste war, dass ich viel zu alt war, um noch auf der Sitzpolsterung herumzukaue. An meine Bestrafung kann ich mich nicht mehr erinnern, aber ich bin mir sicher, es ging dabei darum, unter Zwang ein riesiges Steak zu essen, was vielleicht nicht nach einer Bestrafung klingt, aber für mich mit meinen neun Jahren nichts anderes war.

Und dann gab es gleich nach bestandener Führerscheinprüfung den Vorfall mit dem Plymouth Valiant. Das Gaspedal klemmte. Ich fuhr einmal um den Block, und meine Eltern winkten mir fröhlich zu. Sie winkten etwas weniger fröhlich, als ich die Runde zum zweiten Mal vollendete. Beim dritten Mal, als sie meine Rufe »Hilfe, Hilfe, ich kann nicht anhalten« hörten, wirkten sie gereizt.

»Stell den Motor ab«, brüllte mein Vater.

Ich hatte keinen Schimmer, wie ich das machen sollte. Gab es dafür so etwas wie einen Notfall-Motor-Abstellknopf?

»Wie denn?«, schrie ich zurück.

Mein Vater drehte pantomimenartig den Schlüssel im Zündschloss, und ich folgte seinen Anweisungen, und das Auto kam stotternd zum Stillstand.

Diese Geschichte gibt er häufig an Thanksgiving zum Besten.

Die Sache mit dem Ruf nach Abenteuer ist die: Man ändert seine Meinung dazu. Um Mitternacht klingt das Ganze richtig gut. Um sieben Uhr morgens ist es die dümmste Idee, die einem je in den Sinn gekommen ist. Kaum habe ich wieder das Haus betreten, hasse ich diesen Bus genau so sehr wie am Anfang.

Deshalb trödele ich herum. Ich putze mir die Zähne. Stelle eine Maschine Wäsche an. Ich fühle mich wie auf der Flucht. Jeden Moment rechne ich damit, dass die Haustür aufgestoßen wird und mein Mann dort mit einem Kaffeebecher in der Hand steht. »Geht's denn noch langsamer, Lady?«

Überall liegt schon wieder so viel Zeug. Ich muss nur den Rat meines Ehemanns befolgen. Ich muss mich nur besser organisieren. Ich werde etwas von meiner Liste zu Ende bringen. Vielleicht fühle ich mich deshalb so festgefahren. Wie wär's, wenn ich mich an den Katastrophen-Notfallplan mache?

WIE MAN MERKT, DASS DAS HAUS IN FLAMMEN STEHT

1. Ihr Ehemann sagt: Es riecht nach Rauch. Riechst du den Rauch? Ich rieche Rauch.
2. Sie sagen: Das ist mein neues Parfüm von Hermès, Vetiver vermischt mit nach Zigarre schmeckenden Tonkabohnen. Wenn es trocknet, riecht es nach Cornflakes mit Apfelgeschmack.
3. Er schnüffelt an Ihrem Handgelenk und sagt: Nein, es riecht nach Rauch. Ich bin mir sicher, dass das Rauch ist.
4. Ihr Sohn stürzt mit tränenüberströmtem Gesicht ins Zimmer und sagt: Der Fernseher ist explodiert und brennt. Meine Wii hat sich aufgehängt. Kann jemand sie wieder neu starten, bevor mein Spiel komplett abstürzt?



Melanie Gideon

Liebst du noch, oder lebst du schon?

Wie ich die Liebe zurück in meinen Alltag brachte

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71340-0

btb

Erscheinungstermin: November 2015

Jetzt mal ehrlich ... Dieses Buch ersetzt die beste Freundin!

Würden wir uns nur endlich trauen, anderen jene Fragen zu stellen, die uns wirklich interessieren! Vielleicht wüssten wir dann besser, was wirklich zählt im Leben. Liebe ich meinen Mann überhaupt noch? Ist es schlimm, wenn es mir besser geht, wenn die Kinder nicht zu Hause sind? Wann ist meine Leidenschaft auf der Strecke geblieben? Und gibt es sie noch, die süßen Geheimnisse in meinem Leben? Schonungslos ehrlich und zugleich urkomisch beschreibt Melanie Gideon ein Jahr in ihrem Leben, in dem sie sich diesen Fragen stellte. Ein Jahr, in dem sie um ein Haar alles über den Haufen geworfen hätte. Um am Ende festzustellen, dass Leidenschaft und Liebe oft ganz woanders zu finden sind, als dort, wo wir sie suchen ...

 [Der Titel im Katalog](#)